

Nicola Lagioia • Die Stadt der Lebenden

Nicola Lagioia

Die Stadt der Lebenden

*Aus dem Italienischen
von Verena von Koskull*

btb

Erster Teil

Kommensalen des Menschen

Rom ist die einzige nahöstliche Stadt, die
kein europäisches Viertel hat.

FRANCESCO SAVERIO NITTI

Schieben wir die Schuld an den Übeln Roms
nicht auf die Überbevölkerung.
Als es nur zwei Römer gab, tötete einer den anderen.

GIULIO ANDREOTTI

Am 1. März 2016, einem Dienstag mit wenigen Wolken, hatten sich die Tore des Kolosseums soeben geöffnet, um die Touristen die berühmteste Ruine der Welt bewundern zu lassen. Tausende Leiber schoben sich auf die Ticketschalter zu. Manche stolpterten auf den Steinen. Manche stellten sich auf Zehenspitzen, um die Entfernung bis zum Venustempel abzuschätzen. Oben köchelte die Stadt ihre Wut im eigenen Verkehr, in den schon um neun Uhr morgens liegengebliebenen Bussen. Unterarme schmetterten Schmähungen aus offenen Wagenfenstern. Am Straßenrand verteilten Polizisten Strafzettel, die niemand je bezahlen würde.

»Klaaar ... sag's doch dem Bürgermeister!« Die Ticketverkäuferin an Schalter Nummer 4 brach in hämisches Gelächter aus und sorgte bei ihren Kolleginnen für Erheiterung.

Der ältere holländische Tourist jenseits der Glasscheibe blickte sie verdattert an. In der Faust reckte er die beiden falschen Eintrittskarten, die ihm zwei falsche Angestellte der Ausgrabungsstätte kurz zuvor verkauft hatten.

Dass man sich beim Bürgermeister beschweren solle, war einer der beliebtesten Sprüche der letzten Wochen. Aufgekommen in der Stadtverwaltung hatte er sich unter den Taxifahrern, Hoteliers, Müllmännern und Kioskverkäufern verbreitet, die mangels eindeutiger Zuständigkeiten in der heillos versagenden städtischen Infrastruktur von den Touristen um Hilfe gebeten wurden.

Der Holländer runzelte die Stirn. War es möglich, dass sich selbst die echten Vertreter der Autoritäten in Dienstuniform

über ihn lustig machten? Das Raunen der Wartenden hinter ihm wurde lauter.

»Der Nächste!«

Der holländische Tourist rührte sich nicht.

Die Ticketverkäuferin musterte ihn, ein kaltes Feixen erschien auf ihrem Gesicht.

»Next one!«

Viele dieser Touristen hatten die Nacht in den billigen Hotels des Rione Monti verbracht, in den heruntergekommenen B&Bs rings um die Porta Maggiore. Die Nase in der Luft, um einen Engel zu bewundern, schlugen sie plötzlich vornüber aufs Pflaster. Gestolpert über einen Müllsack, den umgerissenen Pfahl eines Verkehrsschilds. Hoch oben der weiß strahlende Marmor, auf der Straße die Ratten. Und die Möwen fraßen die Ratten. Die schlecht Informierten hatten vergeblich auf einen Bus gewartet und sich schließlich zu Fuß auf den Weg zum Kolosseum gemacht. Jetzt waren sie dort. Man hätte ungehalten werden können ob des Schneckentempos der Warteschlange, doch die tote Schönheit überwältigte sie alle: Der Himmel über den Traverstinbögen, die zweitausend Jahre alten Säulen, die Maxentiusbasilika. In der Pracht schwang Bedrohung mit, als könnten unsichtbare Mächte all jene, die sich ihnen widersetzen, ins Reich der Schatten ziehen. Eine Gefahr, die die Römer völlig kaltließ.

Die Ticketverkäuferin bediente einen anderen Touristen. Der Kollege am Nachbarschalter ebenso. Der Andrang war beträchtlich, aber sie hatten Schlimmeres gesehen. Das Jubiläum der Barmherzigkeit hatte mies begonnen. Ein Flop, schrieben die papstfeindlichen Zeitungen. Das Jahr der Vergebung der Sünden, der Versöhnung, der sakramentalen Buße zog nicht mehr Pilger an als die, die ohnehin schon kamen, um das Jahr der Saufgelage, der straflosen Anarchie und der Sündenböcke zu feiern.

Der ältere holländische Tourist verließ die Schlange. Machte sich auf den Weg zur Piazza dei Cinquecento. Neben sich einen Jungen. Sie erreichten die Straße und verschwanden zwischen den Oleanderbüschen.

»Ey, was'n das für'n Gestank?«, blaffte die Ticketverkäuferin. Ihre Augen waren starr auf den Bildschirm geheftet, die Hand bediente die Mouse.

Ein chinesischer Tourist wartete auf seine Karten.

Die Ticketverkäuferin erteilte den Druckauftrag und blickte auf ihre Hand. Sie fuhr zusammen. Neben dem Mousepad waren zwei rotbraune Flecken aufgetaucht. Ehe sie blinzeln konnte, waren es drei Flecken. Jetzt waren vier Flecken auf dem Schreibtisch.

»Heilige Muttergottes!«

Der chinesische Tourist wich zurück. Die Ticketverkäuferin sprang erschreckt auf, überwältigt von der schwärzesten Vorstellung für einen Bewohner dieser Stadt: die einer Heimsuchung, von der alle anderen verschont bleiben. Sie blickte nach oben. Die Tropfen fielen von der Decke. Also tat sie das, was in Rom alle tun, wenn Blut aus den Wänden einer Behörde sickert. Sie rief ihren Vorgesetzten an.

Wenige Stunden später wurden zwei der vier Ticketschalter des Kolosseums geschlossen.

»Das Blut einer toten Ratte«, sagte der Direktor des Denkmalschutzes.

»Ein Ratz?«, kam es aus den hinteren Reihen. Die Anwesenden glucksten hämisch.

Mittwoch, 2. März. Die Pressekonferenz war einberufen worden, um den Abschluss der Sanierungsarbeiten rings um das Kolosseum zu feiern. Ein Reporter fragte rundheraus, weshalb zwei Ticketschalter den ganzen Vortag über geschlossen geblieben seien.

Der Direktor sah sich gezwungen, ins Detail zu gehen. Eine fette graue Ratte war in der Zwischendecke des Ticketschalters stecken geblieben. Von einer Metallstrebe durchbohrt, hatte sie offenbar versucht, sich loszureißen, und ihre Lage dadurch verschlimmert. »Daraufhin ist der diensthabenden Angestellten das Blut auf den Schreibtisch getropft. Die Schalter sind zwecks Rattenbekämpfung geschlossen worden.«

Die Rattenplage landete auf den Titelseiten der Tageszeitungen. In letzter Zeit krochen die Nager unablässig aus der Kanalisation. Ratten rings um den Bahnhof Termini. Ratten in der Via Cavour. Ratten neben dem Opernhaus. Sie wieselten über die Straßen, ohne sich um den Verkehr zu scheren. Huschten in die Souvenirläden und erschreckten die Touristen. Die Zeitungen wiesen darauf hin, in Rom gebe es über sechs Millionen Ratten. Auch New York und London seien voll davon, aber in Rom hätten sie sich zu den Königen der Stadt aufgeschwungen.

»Das ist das Resultat von Jahren miserabler Verwaltung«, erklärte ein Stadtplaner.

»Das größte Problem ist die Abfallentsorgung«, sagte ein Kammerjäger, »Ratten sind schließlich Kommensalen des Menschen.«

Die Abfallentsorgung durchlitt in Rom tragische Zeiten. Der Müll war überall. Die Müllwagen kamen kaum voran. Riesige Müllsäcke verstopften die Straßen. Das Pflegepersonal der Sant'Eugenio-Klinik – die Ratten flitzten auch durch die Krankenhäuser – sagte der Presse, dies sei der absolute Gipfel, eine Ohrfeige, die die Stadt zwingen würde, endlich aufzuwachen. Der Meinung waren viele. Doch zugleich beschlich sie die Ahnung, selbst noch zu schlafen. Die Schwinge einer riesigen Möwe tauchte die Stadt in Schatten. Also verlegten sich die Römer wieder aufs Lachen.

»Klaaar, na sicher ... sag's doch dem Bürgermeister!«

Der Spruch erfreute sich so großer Beliebtheit, weil Rom zu der Zeit keinen Bürgermeister hatte. Die Stadt wurde kommissarisch verwaltet. Ein Ermittlungsverfahren namens *Mondo di Mezzo* – Zwischenwelt – hatte die Stadt auf den Kopf gestellt. Unter Anklage stand eine verblüffende Anzahl Stadträte, Berater, hoher Tiere, leitender städtischer Beamter, Würdenträger, Geschäftemacher, Unternehmer und gewöhnlicher Krimineller. Der Kuriosität nicht genug: In Rom gab es zwei Päpste.

In solch kopflosen Momenten suchten die Römer den Himmel getreu einem antiken Brauch gern nach einem Zeichen ab. Doch im Jahr 2016 drohte auch das – die Wolken nach einem geheimen Fingerzeig ausspähen – nach faulem Zauber zu klingen.

Am Freitag, den 4. März, ereignete sich der Mord.

Tags darauf versank Rom im Regen.

Am Sonntag, den 6. März, lümmelte Mario Angelucci nach einer arbeitsreichen Woche auf dem Sofa und sah fern.

Er war vierundfünfzig Jahre alt, mager, mit Geheimratsecken und arbeitete für einen lokalen Radiosender. Aus Erfahrung hatte er ein feines Gehör für Stimmen. Wenn er im Studio vor dem Mischpult saß, musste er den Worten des Sprechers nicht folgen: Er hörte die »Coda« des Radiobeitrages, legte den Finger auf die schwarze Taste, und eine halbe Sekunde nachdem der Redner verstummt war, setzte die Zwischenmelodie ein.

Mario zappte weiter. Schnaubte. Räkelte sich zwischen den Kissen. Etwas, das er kurz zuvor gehört hatte, machte ihn unruhig. Obwohl er den Worten nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt hatte, wusste er, dass es wichtig war. Auf RAI 1 stieß er erneut auf die Nachricht. Gerade sagte die Nachrichtensprecherin, in einer Wohnung in einem römischen Randbezirk sei ein junger Mann um die zwanzig auf grausame Weise ermordet worden.

Die Kamera zeigte ein orangefarbenes Mietshaus, das zwischen spätwinterlichen Bäumen auftrug. Mario Angelucci riss die Augen auf. Der Mord war in Rom begangen worden, wo er lebte. Er hatte sich zwischen Collatino und Colli Aniene ereignet, wo er wohnte. Doch nun zeigte das Fernsehen *von außen* dasselbe Fenster, das er *von innen* hätte öffnen können, wäre er nur aufgestanden und hingegangen. Angelucci wurde von einer der eigentümlichsten Empfindungen seines Lebens ergrif-

fen. Ihm war, als hätte Gott ihn in den Blick genommen. Und was passiert für gewöhnlich, wenn Gott sein Auge auf einen richtet?

»Via Igino Giordani 2.«

Wie zum Beweis, dass er nicht den Verstand verlor, hatte die Nachrichtensprecherin gerade seine Adresse genannt. Mario Angelucci sprang auf. Hastete in den Flur. Sein Herz schlug heftig. Sein Sohn war einundzwanzig, am Abend zuvor hatte er ihn zum letzten Mal gesehen; als er gegangen war, hatten er und seine Frau sich von ihm verabschiedet und ihn nicht wieder nach Hause kommen hören. *Samstagabend*. Der Tag der Woche, an dem junge Leute sich in Schwierigkeiten bringen.

Mario Angelucci erreichte das Ende des Flurs. Riss die Tür auf. Ein übler Mief verbrauchter Zimmerluft schlug ihm entgegen. Dann erhellte das Licht den Raum. Handtücher, Comics, zusammengeknüllte Socken, eine Rolle Klopapier. Mario Angelucci sah die zerwühlten Decken auf einem Bett, in dem alles passiert sein konnte, und obenauf einen Hünen von einem Meter neunzig, der ungeniert vor sich hin schnarchte.

Eine Woche später, als in Italien von nichts anderem als dem Mord die Rede war, sprach Mario Angelucci mit seinen Kollegen über das, was passiert war.

»Leute, schlimmer als 'ne Panikattacke. Bei mir ging ein Film ab, ich dachte, ich werd' nicht mehr!«

Die Radiokollegen fragten ihn, wie er denn darauf gekommen sei, sein Sohn könnte etwas mit der Geschichte zu tun haben.

»Was soll ich euch sagen, ich kann's mir selbst nicht erklären.«

In den Zeitungen hieß es, der Mord sei in einer Wohnung im zehnten Stock begangen worden.

»Kannst du die Leute?«, fragte einer der Kollegen.

»Nur guten Tag und guten Abend«, antwortete Angelucci.

»Aber als du Panik bekamst, dachtest du da, dein Sohn wäre der tote Junge oder der Mörder?«

»Also, ehrlich gesagt«, antwortete der Mann, »sowohl das eine als auch das andere. In dieser Stadt kann alles passieren.«

In dem Moment erschien auf Angeluccis Gesicht, dem die hageren Züge und die schmalen Lippen stets einen leicht gnatzigen Ausdruck verliehen, ein strahlendes Lächeln. Erleichterung. Erleichterung darüber, verschont worden zu sein, *übersehen* worden zu sein, denn wer ahnt schon, auf wen sich Das Auge richtet, und mochten manche Tragödien auch nur einen von hunderttausend treffen, musste es diesen Unglücklichen dennoch geben: An ihm zerbricht – um bei den anderen unverehrt zu bleiben – der Irrglaube, manche Dinge könnten uns niemals passieren.

Am Sonntag, den 6. März, um 13:30 Uhr, wusste Mario Angelucci, dass seine Familie in Sicherheit war.

Wenige Stunden später, am anderen Ende der Stadt, erhielt Rechtsanwalt Andrea Florita einen Anruf. Florita war vierundvierzig Jahre alt. Drahtige Statur, offener, kluger Blick. Wie viele seiner Kollegen hatte er seine Kanzlei in Prati eröffnet. In der Stadt waren Macht und Wunder gleichmäßig auf beide Tiberufer verteilt. Auf der rechten Seite die Kaiserforen, der Quirinalspalast, die Staatsregierung. Auf der anderen Seite das Gericht, die RAI, die Sixtinische Kapelle. Diesen Sonntag hatte Florita mit seinem Sohn verbracht. »Mein Sohn ist noch klein. Wenn ich mit ihm zusammen bin, vermeide ich es, den Fernseher anzuschalten. Als ich ans Telefon ging, hatte ich keine Ahnung, was passiert war.«

In der Leitung erklang die Stimme eines erwachsenen Mannes.

»Guten Abend, Dottor Florita, ich heiße Giuseppe Varani. Mein Sohn ist ermordet worden.«

Erst am späten Abend ging Florita auf, dass er zum Anwalt in einem der aufsehenerregendsten Prozesse der letzten Jahre geworden war. Nach seinem Telefonat mit Giuseppe Varani begegnete er auf dem Heimweg einem Bekannten. Noch ehe der Anwalt ihm von seinem neuen Mandanten berichten konnte, wurde er nach seiner Meinung zu dem Mordfall gefragt.

Alle wollten Meinungen zu dem Mordfall hören. Vor allem wollten sie ihre eigene loswerden. Binnen weniger Stunden wurde das Verbrechen in Rom zum Hauptgesprächsthema. Die Taxifahrer am Bahnhof Termini debattierten darüber, die Baristi an der Piazza Bologna, die Cliques in Monti und in Testaccio. Von den Menschen zu Hause ganz zu schweigen. Väter stritten mit ihren Kindern. Frauen hielten ihren Männern die Folgen einer allzu laxen oder – im Gegenteil – allzu strengen Erziehung vor.

»Hast du gelesen?«, »Hast du gehört?«, – »*Hast du gesehen, was passiert ist?*«

»Grauen am Stadtrand von Rom. In einer Wohnung in Collatino wurde ein dreiundzwanzigjähriger Junge nach stundenlanger Folter umgebracht. Für das Verbrechen gibt es augenscheinlich kein Motiv.«

»*La Repubblica*«, 6. März 2006

Am Samstag, den 5. März, verließ Manuel Foffo kurz nach sieben Uhr morgens das Haus.

Er hatte eine Verabredung mit seiner Mutter, seinem Bruder Roberto und den Großeltern mütterlicherseits. Der Tag versprach alles andere als heiter zu werden. Onkel Rodolfo war gestorben. Sie würden beim Gemelli-Krankenhaus vorbeifahren müssen, wo der Tote in der Trauerhalle aufgebahrt lag, und dann weiter nach Bagnoli del Trigno, in das Heimatdorf seines Onkels im Molise, wo die Beisetzung stattfinden sollte.

Rodolfo war der Bruder von Daniela, Manuels und Robertos Mutter. Er war mit achtundfünfzig an Krebs gestorben. In der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag hatte Signora Daniela im Krankenhaus bei ihm gewacht. Um halb vier in der Früh hatte Roberto sie abgeholt und nach Hause gebracht. Kaum in der Wohnung, war die Frau in der Küche auf einen Stuhl gesunken und dort sitzen geblieben, stumm, eingehüllt in die Einsamkeit, die dieses Haus so gut heraufzubeschwören verstand. Dann war sie ins Bett gegangen. Wenige Stunden später hatte das Telefon geklingelt. Wieder ihr Sohn Roberto. Onkel Rodolfos Zustand, sagte er, habe sich dramatisch verschlechtert.

Also hatte Signora Daniela ihre Schuhe gesucht, war in den Mantel geschlüpft und hatte die Wohnung erneut verlassen. Zu Fuß hatte sie sich auf den Weg zu den alten Eltern gemacht, die im Haus gegenüber wohnten. Man musste sie vorbereiten. Am selben Abend sollte sie am eigenen Leib erfahren, dass es für eine Mutter – und sei sie auch noch so gut gewappnet –, keine

Obergrenze für schlimme Nachrichten über die eigenen Kinder gibt.

Manuel wartete unten vor dem Haus. Er war ein kräftig gebauter junger Mann. Groß, mit kahlen Schläfen, die Wangen von einem unausgegorenen Bartflaum umrahmt: zu üppig für einen Kinnbart, zu spärlich für einen Vollbart. Auf den ersten Blick wirkte er älter als die am Monatsende wartenden neunundzwanzig Jahre, und obwohl er an diesem Morgen vollkommen fertig aussah – das Gesicht aufgedunsen, Ringe unter den Augen –, waren die Hosen das Erste, was seiner Mutter auffiel. Ein paar helle, zerschlissene Jeans. Nicht gerade die angemessene Kleidung für eine Beerdigung. Die Gründe, weshalb Mütter am Aufzug ihrer Kinder etwas auszusetzen haben, sind immer wieder verblüffend.

»Ich sagte ihm, er solle sich umziehen, weil es in Bagnoli kalt ist«, erzählte die Frau den Carabinieri.

Manuel nickte, verschwand im Haus und kehrte wenige Minuten später in anderen Hosen zurück. Ebenfalls Jeans, aber immerhin nicht zerrissen.

»Ich weiß nicht, ob er sich in seiner Wohnung umgezogen hat oder in meiner. Dort hebe ich seine sauberen Sachen auf.«

Danielas Wohnung lag im neunten Stock. Manuels im zehnten. Signora Pallotto hatte die Wohnungsschlüssel ihres Sohnes, regelmäßig ging sie hinauf und machte bei ihm sauber. Vor allem, wenn Manuel die Wohnung brauchte, »um eine Freundin mitzubringen«. Natürlich kamen auch männliche Freunde zu Besuch. Seine Mutter war immer für ihn da, stets bereit, ihm zur Hand zu gehen. Die Zimmer in Ordnung zu halten. Die Böden zu wienern. Manuel hasste Hausarbeit. Er besaß nicht einmal eine Waschmaschine, seine Mutter machte ihm die Wäsche.

Signora Daniela sah auf die Uhr. Bald würde Roberto vorbeikommen, sie würden in sein Auto steigen und die Bäume

und Grünflächen, die Kirche und das wuchtige orangefarbene Wohngebäude hinter sich lassen, in dem sich, ohne dass irgendjemand außer Manuel etwas davon wusste, etwas verbarg, was ihr Leben für immer verändern sollte.

Früher hatte die ganze Familie Foffo in der Wohnung im neunten Stock gewohnt, Mutter, Vater und die beiden Söhne. Als Roberto achtzehn geworden war, durfte er als Erstgeborener in die Wohnung im Stockwerk darüber ziehen. Ein paar Jahre später war die Ehe der Eltern in die Brüche gegangen. Es kam zur Trennung. Valter, der Vater, war ausgezogen. Dann war Roberto ausgezogen, der inzwischen verheiratet war und zwei Kinder hatte. Manuel war nach oben gewechselt.

Valter besaß mehrere Restaurants in Collatino. Außerdem betrieb er einen im ganzen Viertel bekannten Kfz-Zulassungsservice. Roberto arbeitete mit ihm zusammen. Es war nicht leicht, alles am Laufen zu halten. Wer als Unternehmer nicht reich geboren ist, lebt in Italien im Dauerstress. Verbringt schlaflose Nächte. Ein falscher Schritt, und schon macht man die Grätsche. Valter Foffo hatte nicht die Grätsche gemacht. Er und Roberto arbeiteten hart, Schwierigkeiten machten ihnen keine Angst, und im Rahmen der Möglichkeiten gönnten sie sich das eine oder andere Extra. Sie kleideten sich gut. Fuhren dicke Autos.

Um 7:30 Uhr kam Roberto Foffo in die Via Igino Giordani. Er parkte den Wagen. Signora Daniela und die Großeltern setzten sich nach hinten, Manuel setzte sich neben seinen Bruder. Dann fuhren sie los. Eine halbe Stunde später überquerten sie die Tor-di-Quinto-Brücke, unter der, dunkel und träge, das Wasser des Tibers dahinströmt.

Roberto konzentrierte sich aufs Fahren. Manuel musste sich zusammenreißen, um nicht einzuschlafen. Brüder. Es hat immer etwas leicht Beklemmendes, sie nebeneinander zu sehen.

Wenn der Altersunterschied nicht sämtliche Ungleichheiten rechtfertigt, fallen beim gleichen Fleisch und Blut stets die Unterschiede ins Auge, die zwischen den Gewinnern in der Schlacht des Lebens und den Verlierern bestehen.

Roberto war vier Jahre älter als Manuel, er hatte seinen Abschluss mit einer Diplomarbeit in Versicherungswissenschaften an der LUISS gemacht. Er arbeitete. Hatte Familie. Manuel hingegen war mit seinem Jurastudium weit hinterher, hatte ein chaotisches Liebesleben, und es war schwer zu sagen, wie er seine Tage verbrachte. Roberto chauffierte die Familie, um einem soeben verstorbenen Verwandten das letzte Geleit zu geben, und selbst bei dieser banalen Tätigkeit – ein Auto lenken – hätten die Rollen der Brüder nicht vertauscht sein können. Manuel war der Führerschein wegen Trunkenheit am Steuer entzogen worden. Außer überhöhten Promillewerten hatte man in seinem Blut Spuren von Xanax und Rovotril festgestellt. Wer greift heutzutage nicht zu Benzodiazepinen?

Das wirklich heikle Terrain war die Arbeit.

»Und was treibst du so im Leben?«

Rom ist eine Stadt, die Vagheit bei manchen Themen durchgehen lässt. Doch wird ein gewisses Maß überschritten, kippt die Nachsicht in Häme. Bei der Frage nach seinem Berufsleben fühlte Manuel sich deshalb mitunter genötigt, einen recht abenteuerlichen Gebrauch von der ersten Person zu machen.

»Ich betreibe mehrere Speiselokale, zusammen mit meiner Familie. Außerdem bin ich an verschiedenen digitalen Projekten dran. Ich ziehe gerade ein Start-up auf.«

Frage man bei seinem Bruder nach, lautete die Antwort: »Manuel kommt nur zum Essen ins Restaurant. Er interessiert sich für Marketing, liest viel, hin und wieder versucht er, uns ein paar Tipps zu geben, aber eigentlich arbeitet er gar nicht.«

Wenn Valter von seinem jüngeren Sohn sprach, betonte er dessen Charaktereigenschaften. »Er ist ein anständiger, wohl-erzogener, friedfertiger, zurückhaltender Junge. In der Schule hatte er nie irgendwelchen Ärger.« Laut seinem Vater war Manuel zudem »blitzgescheit«, führte ein »geregeltes« Leben, war hungrig nach Kultur (»manchmal kauft er sich zwei Bücher auf einmal und liest sie in einer Nacht durch«), hatte aber nie besonderes Interesse für den Kfz-Service gezeigt, der ihm eine sichere Zukunft geboten hätte (»ich habe versucht, ihn miteinander zubeziehen, wie ich es mit Roberto getan habe. Es war zwecklos«). Der junge Mann besuchte mit Begeisterung Marketing- und Informatikkurse (»das Geld für die Kurse bekommt er von mir«), und in den letzten Monaten hatte er tatsächlich intensiv an einem Start-up gearbeitet. Es ging um ein Projekt für das Nationale Olympische Komitee Coni, mit dem er – so behauptete Valter – »die Kurve hätte kriegen können«. Doch das Projekt, fügte er an, »hatte keinen Erfolg«.

Er hätte die Kurve kriegen können. Es hatte keinen Erfolg.

Wenn Väter so von ihren Söhnen sprechen, weiß man nie, ob sie sie loben oder schlechtmachen oder sie gerade dadurch demütigen, indem sie sie über den grünen Klee loben.

Die seltsamste Aussage über Manuel stammte allerdings von seiner Mutter: »Manuel sagt mir nicht, ob er zum Arbeiten ins Restaurant geht oder nicht. Ich weiß nicht einmal genau, was für ein Verhältnis er zu seinem Vater hat.«

Nach der Überquerung der Via della Pineta Sacchetti tauchte die riesige Silhouette der Gemelli-Klinik auf.

Roberto parkte. Die fünf stiegen aus und betraten den Krankenhauskomplex.

Manuel schlurfte beim Gehen, spürte den Blick seines Bruders. Zwei Tage zuvor, zu einer Uhrzeit, die für Roberto

morgens um sieben und für Manuel ein beliebiger Punkt auf einer völlig entgleisten chronologischen Linie sein mochte, hatte Roberto eine – gelinde gesagt – absurde SMS erhalten. In der Nachricht forderte Manuel ihn auf, zu ihm zu stoßen.

»Ciao, Roberto, kommst du vorbei? Ich habe eine Transe getroffen. Wir haben auch ein bisschen Schnee.«

Nicht nur der Inhalt, auch die Wortwahl der Nachricht war seltsam. Roberto konnte nicht ausschließen, dass Manuel hin und wieder eine kleine Line zog, er hielt es für unwahrscheinlich, dass er sich mit Transsexuellen traf, aber er war sich sicher, dass er niemals das Wort »Schnee« verwenden würde, um auf Kokain anzuspielen. Hatte wirklich er die Nachricht geschrieben? Vielleicht hatte sich Manuel mit irgendeinem Typen die Nacht um die Ohren gehauen, und sie hatten beschlossen, sich einen Spaß zu machen auf Kosten jener Leute, die am nächsten Morgen aufstehen und zur Arbeit gehen mussten. Wollten sie ihn verarschen? Roberto hatte Manuel entnervt angerufen, ihn ein paar Sekunden lang angeschrien, ohne ihn zu Wort kommen zu lassen, und ihn dann zum Teufel geschickt.

Auch Signora Daniela berichtete von einem recht seltsamen Vorfall am Vortag. Gegen 21:30 Uhr hatte Manuel sie angerufen.

»Hör mal, Mama, in einer Viertelstunde komme ich mit einem Freund vorbei und hole mir die Autoschlüssel.«

Dass Manuel sie zur Mitwisserin bei einem Gesetzesverstoß machen wollte, hatte Signora Daniela misstrauisch gemacht. Und wer war überhaupt dieser Freund? »Ich gebe dir gar nichts«, hatte die Frau geantwortet. Onkel Rodolfo war gestorben, es gab anderes, worum man sich kümmern musste. »Jedenfalls«, erzählt Daniela den Carabinieri, »kam mir die Bitte meines Sohnes so absurd vor, dass die Sache zwischen uns am Ende fast zu einem harmlosen Scherz geriet.« Signora Daniela war hart geblieben. Manuel hatte nicht insistiert.

Unter den strengen Augen seines Bruders und dem nachsichtigen Blick seiner Mutter betrat Manuel die Leichenhalle. Aber zu viel Nachsicht ist auch ein Urteil. Die hängenden Schultern zeugen von dem Kampf, mit dem wir uns manchmal dagegen wehren, dass unsere Identität – oder das, was wir dafür halten – von dem falschen Bild überdeckt wird, das die anderen von uns haben.

Manuel schob sich zwischen den Angehörigen durch und trat an den Sarg seines Onkels. Während er dastand und den Leichnam betrachtete, nahm er sich vor, bis zum Abend eine Entscheidung zu treffen. Wissen. Zu wissen, während die anderen nichts wussten. Das Gefühl war neu. Manuel wusste, als seine Mutter ihm geraten hatte, sich andere Hosen anzuziehen, er wusste, als er im Auto neben seinem Bruder saß, er wusste jetzt, in der Leichenhalle. Er wusste das, was die anderen sich nicht einmal vorstellen konnten. Gewohnt, die Entscheidungen anderer hinzunehmen, war nun er derjenige, der entscheiden konnte. Wenige Worte. Er würde sie nur aussprechen müssen, um ihrer aller Leben aus den Angeln zu heben.

Doch als sie das Krankenhaus verlassen, hatte Manuel noch immer nichts gesagt. Müde und durcheinander folgte er Roberto zum Auto. Sie warteten auf die Mutter und die Großeltern, dann fuhr der Wagen los.

Die Bestattung war für den frühen Nachmittag angesetzt. Das Auto bog in die Via Flaminia ein. In rund hundert Kilometern würden sie eine Pause einlegen. An der Ausfahrt von San Vittore waren sie mit Valter verabredet. Das Verhältnis zwischen ihm und Daniela war angespannt. Es war ein Rechtsstreit im Gange. Trotzdem hatte Valter beschlossen, der Beerdigung des ehemaligen Schwagers beizuwohnen.

Große, regenschwere Wolken ballten sich am Horizont. Sie ließen Torre Spaccata und Cinecittà hinter sich, die Weiden des Agro Romano zogen vorbei. Manuel nickte ein.

»Lass Opa auf deinen Platz, dann haben wir es bequemer.«

Eine Stunde später wurde er von seinem Bruder geweckt. Er hörte Vogelzwitschern. Sie hatten an einer Tankstelle haltgemacht. Vor ihnen eine Snackbar. Nach ein paar Minuten tauchte er auf. Das Auto beschrieb eine halbe Kurve und hielt, dann setzte der Mann die Füße auf den Asphalt. Valter Foffos Erscheinung genügte, um die Aufmerksamkeit der Familie auf sich zu ziehen. Manuel überließ seinen Platz dem Großvater, stieg aus Robertos Wagen und ging zu dem seines Vaters hinüber.

Kaum hatte er sich hineingesetzt, spürte der Junge den Stromschlag. Manchmal braut sich zwischen Vätern und Söhnen ein Sturm zusammen, auch wenn gar nichts passiert ist, erst recht, wenn einer der beiden glaubt, der andere habe sich ihm gegenüber respektlos verhalten. In diesem Fall war Valter verstimmt. Manuel glaubte den Grund zu kennen. Wortlos startete Valter den Wagen.

Wenige Minuten später glitt das Auto über die Straße dahin. Ab und zu musterte Valter seinen Sohn, dann seine eigene Mähne im Rückspiegel. Er war ein ausnehmend gutaussehender Sechzigjähriger. Schlohweißes Haar, volle Lippen, eine Nase, die zur Zeit der alten Römer einem Konsul hätte gehören können. An dem Tag trug er ein schwarzes Jackett über einem weißen Hemd, eine gestreifte Krawatte und dunkle Hosen. Seine gepflegte, elegante Erscheinung ließ kaum erahnen, wie gestresst er war. Die Arbeit ließ ihm keine Ruhe, und die Familie war nicht besser. Endlich machte er den Mund auf.

»Willst du mir sagen, was los war?«

Anderen gegenüber beschrieb Valter seinen Sohn als einen in sich gekehrten Jungen, der unfähig sei zu lügen. Doch sobald er ihn vor sich hatte, bekam das, was in den Augen Dritter als große Tugenden herhalten sollte, eine andere Bedeutung. Ehrlichkeit konnte ein Anzeichen von Schwäche, Zurückhaltung, von Verdrucktheit sein.

»Darf man fragen, wo du abgeblieben bist?«

Den ganzen vorigen Tag hatte er ihn zu erreichen versucht. Er hatte ihn mit Anrufen bombardiert, ohne die geringste Antwort zu erhalten. Wie immer hatte er sich dazu hinreißen lassen, seinem Sohn hinterherzurennen, um ihm einen Gefallen zu tun: Er musste eine Rate für einen der zahllosen Kurse bezahlen, die Manuel besuchte, und brauchte die Angaben für die Überweisung.

Manuel hockte stumm auf dem Beifahrersitz. Seine Augen waren verquollen. Das war seinem Vater nicht entgangen, gleich bei seinem Anblick an der Raststätte war ihm klar gewesen, dass irgendetwas nicht stimmte. Der Junge war *merkwürdig*. Der Mensch, der ihn laut Manuel mehr als jeder andere auf der Welt zu missverstehen vermochte, war zugleich der einzige, der gespürt hatte, dass sein Sohn an diesem Tag womöglich mehr Scherereien bereiten könnte als der Tod des Onkels.

»Und? Ich habe ständig versucht, dich anzurufen. Wieso bist du nicht rangegangen?«

Manuel hatte sich vorgenommen, bis zum Abend eine Entscheidung zu treffen, doch wenn sein Vater ihn in die Mangel nahm, zog er ihm die Worte aus der Nase.

»Also, was war los? Hast du gesoffen? Hast du dich volllaufen lassen? Manuel!«

»Papa, ich war bekokst.«

Sie fuhren an einer Molkerei vorbei, dann an einer Markenfabrik. Eine kleine Pappelgruppe ragte einsam zwischen den Feldern auf, umspielt vom Nachmittagslicht. Valter riss sich aus der Benommenheit, in die ihn die Worte des Sohnes geworfen hatten.

»Wie, bekokst?«, er klang zornig. »Wie konntest du so tief sinken?«

In manchen Fällen sind Floskeln hilfreich.

»Papa, ehrlich gesagt, bin ich noch tiefer gesunken.«

Jetzt war Valter perplex. Eine allzu arglose Frage lag ihm auf der Zunge: »Was kann schlimmer sein als Kokain?«

»Wir haben jemanden umgebracht.«

Das Auto glitt weiter über die Landstraße. Eine Tankstelle zog vorbei, eine Überführung, dann tauchte ein Schild auf, das die örtlichen Unternehmer zum Kauf von Werbeflächen einlud.

»Was soll das heißen, *wir* haben jemanden umgebracht?«

Valter war wie vor den Kopf geschlagen, verdattert, sprachlos, etwas loderte in seinem Magen auf, doch der erlittene Schlag hielt ihn nicht davon ab, instinktiv nach Auswegen zu suchen. Der Gebrauch des Plurals. Die Gegenwart einer anderen Person konnte die Verantwortung seines Sohnes mindern, wenn nicht gar ausschließen. Valter spürte sein Herz schneller schlagen. Während er in der Konfusion, in der Verwirrung, in der Absurdität, in die er, wie ihm nach und nach aufging, hineingeschleudert worden war, nach irgendeinem Halt suchte, klammerte er sich schließlich an einen tödlichen Unfall. Manuel hatte getrunken. Er hatte es wieder getan. Obwohl er den Lappen losgeworden war, hatte er sich halb besoffen ans Steuer gesetzt. Das war passiert. Manuel hatte Scheiße gebaut. Wenn er denn am Steuer gegessen hatte.

»Papa, es war kein Verkehrsunfall.«

»Und wie ist diese Person dann zu Tode gekommen?«

»Ich glaube, durch Messerstiche. Mit Hammerschlägen.«

Valter blickte starr auf die Straße, um sicherzugehen, dass er noch da war, bei Sinnen, auf demselben Planeten, auf dem er am Morgen aufgewacht war. Er hörte seine Stimme nach dem Namen des Mittäters fragen.

»Ein Typ, der Marco heißt. Ich habe ihn nur ein paarmal im Leben gesehen.«

»Und wann soll diese Sache passiert sein?«

»Weiß ich nicht mehr«, antwortete Manuel, »vor zwei, vier, fünf Tagen.«

Vor zwei, vier, fünf Tagen?

Wie konnte er das nicht wissen? Bestand noch die Chance, dass das alles ein idiotischer Scherz war? Konnte dies ein Racheakt auf der unendlichen Skala von Missverständnissen sein, die Väter und Söhne verbinden und die manche Söhne kränken, wenn nicht gar auf Dauer schädigen? Eine Rache für das Verhalten, das ihre Väter an den Tag legen, um sie zu Männern zu machen? Hatte Manuel sich diese Geschichte nur ausgedacht, um ihn für Fehlritte zu bestrafen, bei denen selbst der Psychologe, zu dem Valter seinen Sohn geschickt hatte, Mühe gehabt hätte, sie ihm zuzuschreiben?

Valter fragte seinen Sohn nach dem Namen des Opfers.

Manuel sagte: »Den kenne ich nicht.« Er hatte Tränen in den Augen.

Also fragte Valter, *wo* sich die Person befand, von der sein Sohn behauptete, sie getötet zu haben.

Das wusste Manuel. »Zu Hause«, sagte er. Die Leiche befände sich in seiner Wohnung in der Via Igino Giordani.

Roberto Foffo hörte sein Handy klingeln. Er las den Namen auf dem Display: Sein Vater rief ihn aus dem vorwegfahrenden Wagen an. Bis nach Bagnoli del Trigno waren es nur noch wenige Kilometer.

»Roberto, fahr bitte mal rechts ran.«

Sein Vater klang seltsam. Nachdem er aufgelegt hatte, sah Roberto ihn abbremsen und am Straßenrand anhalten.

»Was ist los?«, fragte Signora Daniela.

Getreu einer stillschweigenden Abmachung zwischen ihm und seinem Vater vermied Roberto jede Erklärung. Er hielt ebenfalls und stieg aus.

In der Haltebucht ging er auf seinen Vater zu.

Valter machte ihm ein Handzeichen, die beiden entfernten sich. Als sie außer Hörweite waren, sagte Valter: »Wir haben einen Toten im Haus.«

»Wie bitte?« Roberto riss die Augen auf.

Während er sich bemühte, ruhig zu bleiben, versuchte Valter, die Situation zusammenzufassen. Er beschrieb das Problem einer namenlosen Leiche, die sich vielleicht in der Wohnung in der Via Igino Giordani befinde, sie müssten so schnell wie möglich nach Rom zurückkehren, sagte er, es handele sich womöglich um einen Mord. Dann gab er die Identität des mutmaßlichen Mörders preis.

Im ersten Moment war Roberto erleichtert.

»Ach, Papa«, sagte er, »Manuel verzapft einen Haufen Scheiße!«

Manuel war zu einem Psychologen gegangen. Er litt unter Stimmungsschwankungen. Umstände, die Roberto zunächst glauben ließen, sein Bruder könnte einen Mord auf sich nehmen, den er nicht begangen hatte.

»Das ist bestimmt nicht wahr. Wer weiß, was wirklich vorgefallen ist.«

Valter wurde immer nervöser. Wenn man sich unbedingt Manuels Absonderlichkeiten vor Augen führen wolle, sagte er, dann sollte man sich auf die ungewöhnlichste von allen konzentrieren: »Vergiss nicht, dein Bruder sagt immer die Wahrheit.« Er deutete auf den geparkten Wagen. Manuel stand wenige Schritte daneben reglos an der Leitplanke.

»Geh hin und rede mit ihm«, sagte Valter.

Als Roberto zu seinem Vater zurückkehrte, hatte sein Gesichtsausdruck sich verändert. Er war blass, angespannt. »Papa«, sagte er, »vielleicht ist wirklich was passiert.«

In einer Welt, von der wir annehmen, sie sei auf allzu materiellen Fundamenten erbaut, fällt es uns schwer zu glauben, Worte hätten sich ihre magischen Kräfte bewahrt. Und doch hatten wenige einfache, von Manuel hervorgebrachte Sätze sie in einen Albtraum katapultiert. Sie waren zweihundert Kilometer von zu Hause entfernt und standen in einer Haltebucht. Jeden Moment konnte der Leichenwagen mit dem Sarg des toten Onkels auftauchen. Kalter Wind peitschte auf sie ein. Manuel hatte sich gerade eines Mordes bezichtigt. Und nur wenige Schritte entfernt saßen, vollkommen ahnungslos, der Großvater, die Großmutter und die Mutter des angeblichen Mörders.

Ab diesem Moment waren Signora Danielas Erinnerungen konfus. Einerseits hatte sie, während sie dort am Straßenrand standen, begriffen, dass etwas Besorgniserregendes vor sich

ging. Andererseits sollte die Wahrheit – als sie ihr am selben Abend eröffnet wurde – die Einzelheiten rückwirkend verzerren, ihre Erinnerung und den banalen Ablauf der Ereignisse zersetzen.

»Als wir im Dorf ankamen, weiß ich nur noch, dass ich in die Kirche gegangen bin«, berichtete sie den Carabinieri, »ich erinnere mich nicht genau, ob die anderen auch hineingegangen sind. Ich meine Valter und meine beiden Söhne. Irgendwann sagte Roberto: *Mama, wir bleiben nur einen Moment. Wir müssen zurück nach Rom, tut mir leid.* Ich war völlig platt. Ich verstand nicht, wieso sie wegmussten, ich dachte, sie würden wenigstens mit auf den Friedhof kommen. Aber nein.«

Valter und Roberto hielten Daniela aus der Sache raus. Nach dem Gottesdienst ging Valter zu den Cousins seiner Ex-Frau, gab ihnen seine Autoschlüssel und bat sie, Daniela nach Hause zu bringen. Er sprach von einem Problem, das sie in aller Eile lösen müssten. Etwas Unvorhergesehenes. Dann stiegen er, Manuel und Roberto in dessen Wagen und fuhren wieder los. Sie bogen auf die Landstraße und waren anderthalb Stunden später auf der Autobahn. Robertos Fuß trat aufs Gaspedal. Vor ihnen, unter strömendem Regen, lag abermals Rom.

Wenn alles verloren ist, gibt es immer einen Anwalt, den man anrufen kann.

Michele Andreano hatte drei gut gehende Kanzleien, eine in Mailand, eine in Rom, eine dritte in Ancona. Er war fünfzig Jahre alt, in Foggia geboren und hatte seinen Abschluss in Insolvenzrecht in Bologna gemacht. Zu seinen Mandanten zählten vor allem Unternehmen, Firmen aus der Stahl- und Schuhindustrie. Des weiteren Privatpersonen, die im Clinch mit der Steuer lagen. Und dann waren da noch solche, die schwerster Verbrechen beschuldigt waren und in den Menschen eine mit Neugier gemischte Abscheu hervorriefen, wie man sie seit jeher für Fabelwesen hegt. Für sogenannte Monster.

An jenem Samstag war Andreano in Ancona, wo er am Boettcher-Fall arbeitete. Es war früher Nachmittag, als ihn Valter Foffos Anruf erreichte. Die beiden kannten sich.

»Hallo, Valter, wie geht's?«, sagte er, ohne von den Prozessakten aufzusehen.

Alexander Boettcher war ein zweiunddreißigjähriger Broker, der in Mailand arbeitete. Zusammen mit seiner Geliebten wurde er beschuldigt, mehrere ihrer Ex-Freunde mit Säure angegriffen zu haben. Das Mädchen hieß Martina, war vierundzwanzig Jahre alt und machte einen Masterstudiengang an der Bocconi. Laut Anklage hatte »eine kathartische Gier« die beiden zu ihren Hinterhalten getrieben. Das Gesicht derer auslöschen, die in der Vergangenheit Sex mit Martina gehabt

hatten, sollte die junge Frau zu einer Art ursprünglichen Reinheit zurückführen.

»Alex wollte, dass Martina ihm eine Liste sämtlicher Männer gab, mit denen sie zusammen gewesen war«, hatte ein Zeuge ausgesagt.

Die Tatsache, dass sich zwei junge Menschen mit einem Händchen für Investmentfonds und Finanzalgorithmen wie mittelalterliche Inquisitoren aufführten, hatte die Neugier der Menschen geweckt. Martina hatte sich das »A« von Alex in die Wangen ritzen und seinen Namen auf den Busen tätowieren lassen – eine moderne Hester Prynne, deren scharlachroter Buchstabe das alte Gespenst des Ehebruchs mit dem Geltungsdrang des 21. Jahrhunderts in einem einzigen Feuer lodern ließ. Was waren diese beiden Angeklagten für Menschen? Litten sie an schweren psychischen Störungen? Oder waren sie *Monster*?

»Es gibt keine Monster«, sagte Andreano zu den Journalisten, »wir sind es, die immer wieder Monster erschaffen, um unser Gewissen zu erleichtern.«

Wenn der Anwalt auf dem Fernsehbildschirm auftauchte, fiel als Erstes seine Statur ins Auge. Er sah aus wie ein Rugbyspieler. Groß, stattlich, aber nicht statisch. Sobald er anfang zu reden, sah man ihn vor sich, wie er mit einem Ordner voller Haftentlassungsanträge unter dem Arm losstürmte, um für seine Klienten zu kämpfen.

In jener Zeit war Andreano häufig im Fernsehen zu sehen. Er legte ein beeindruckendes Arbeitspensum an den Tag. Er arbeitete zu Hause. Er arbeitete im Auto und im Restaurant. Er arbeitete im Urlaub. Es war zu vermuten, dass er sogar im Schlaf die Details eines Verfahrens durchging.

»Michele, hör mal, ich habe ein Problem.«

»Was für ein Problem?«

»Es ist etwas ganz Schlimmes passiert. Du musst nach Rom kommen.«

»Nach Rom? Und wann?«

»Jetzt. Du musst sofort kommen. Wir sind in meinem Büro in der Via Verdinois.«

Michele Andreano seufzte. Riss den Blick von den Prozessakten los.

»Valter, hör mal, ich arbeite. Ich sehe zu, ob ich vielleicht ...«

»Es geht um Manuel.«

»Deinen Sohn Manuel?« Andreano war überrascht.

»Ganz genau.«

»In Ordnung, Valter, gib mir Zeit. Ich sehe zu, was ich machen kann.«

Andreano legte auf. Er wusste nicht, was er denken sollte. Sollte er alles stehen und liegen lassen, um nach Rom zu hetzen? Immerhin war es Samstagmittag, und die Gerichte würden bis Montag geschlossen sein. Viele Mandanten pochten auf irgendwelche Dringlichkeiten, von denen sich herausstellte, dass sie sich auf ganz normalem Weg lösen ließen. Andreano stemmte sich aus seinem Stuhl, überschlug die Zeit, die er brauchen würde, um nach Rom zu fahren, mit Valter zu sprechen und nach Ancona zurückzukehren. Er seufzte. Dachte noch einen Moment nach. Dann machte etwas in seinem Kopf klick. Er griff wieder zum Handy. Jetzt war es nicht mehr die Befürchtung, eine Reise umsonst zu machen, die ihn dazu bewegte, sondern ein gegenteiliges Gefühl.

»Valter«, sagte er, kaum hörte er dessen Stimme, »willst du mir vielleicht ein wenig genauer erklären, was zum Teufel passiert ist?«

»Miche', Säure ist nichts dagegen ...«

»Da war mir klar, dass es sich um Mord handelte.«

Daran – an den exakten Moment, in dem er begriff, dass etwas Schlimmes passiert war – sollte Andreano in den folgenden Monaten noch häufig zurückdenken, wenn er mit Freunden

und Bekannten sprach. Da verteidigt man Alex Boettcher, den Menschen, über den die Reporter sich die Finger wundschrieben, den »Teufelskerl«, wie Boettcher sich vor einer Freundin selbstherrlich bezeichnet hatte, und wenige Tage nach der Verhandlung ruft einen ein anderer Mandant an, ein Unternehmer, von dem man allenfalls vermuten würde, er wäre in irgendwelche behördlichen Scherereien verstrickt, und betraut einen stattdessen mit dem Fall seines Sohnes, der sich binnen weniger Stunden als sehr viel aufsehenerregender, eklatanter, *monströser* herausstellen soll als der, mit dem man gerade befasst ist, und sich mit einer Wucht in die Köpfe der Menschen rammt, die alles bisher Dagewesene bei weitem übersteigt.

Ein zweites Mal beendete Andreano das Telefonat mit Valter Foffo. Er rief seinen Fahrer an (Andreano hatte einen Fahrer) und bat ihn, ihn nach Rom zu bringen.

Der Fahrer fuhr, ohne den Fuß vom Gaspedal zu nehmen. Als sie sich der Tyrrhenischen Küste näherten, wurde die Luft kälter. Der Himmel war finster. Am Straßenrand tauchten die ersten Ginsterbüsche auf. Sobald man nach Rom kam, nahm der stete, gemächliche Szenenwechsel an Fahrt auf. Das riesige Gespinst der Stadt, das über den Autobahnring hinauswucherte, war ein schwarzes Loch, das alles in seinen Bann werfen konnte. Die Vegetation erstarb und schoss erneut umso wilder empor, je nachdem, ob der Blick auf urbanen Irrwitz oder verlassene Brachen stieß, zwei Disziplinen, in denen die Stadt Meister war. Die garstigen, hungrigen Möwen stürzten sich in kreiselnden Spiralen auf die Müllhalden. Nachts umsegelten sie die großen Monumente in makabren Kreisen, angezogen von den Strahlern, die die Bauwerke in glanzvolles Licht tauchen sollten. Rom sprach eine völlig andere Sprache. Unter dem Regen war es die eines Wahnsinnigen, die, wie so oft, Splitter von Wahrheit enthielt.

Andreano sah die Häuserblocks von Collatino. Die Bremslichter kündeten von einem gewaltigen Stau. Das Auto verlangsamte, die Hupen plärrten. Abgas waberte aus den Auspuffen empor. Der immer dichtere Regen zerschlierte Fahrzeuge und Häuser.

Der Regen über London oder Paris zeigt anschaulich, wie eine moderne Stadt sich bei Bedarf in ein Kreuzfahrtschiff verwandelt: Aus seinem Inneren kann man auf das stürmische Meer blicken und, zwischen blank poliertem Messing sitzend,

in aller Ruhe Tee trinken. In Rom gemahnt der Regen alle daran, dass der Fortschritt im endlosen Lauf der Zeit nur ein Wimpernschlag ist. Wenn es in Rom regnet, explodieren die Gullys, der Verkehr kommt zum Erliegen, Äste brechen von den Bäumen. Auf der Cassia wird ein betagtes Pärchen von einem einstürzenden Vordach zerquetscht. Dann ergeht vom Kapitol ein erster Aufruf an die Bewohner: »Bleiben Sie zu Hause!« Doch die Römer sind allesamt unterwegs. Von Ponte Milvio bis Garbatella verwandeln sich die Straßen in schwarze Sturzbäche, die die geparkten Motorroller mit sich reißen. Die Busse bleiben stehen oder werden umgeleitet. Wie Glühbirnen in einer kaputten Lichterkette stellen die U-Bahn-Stationen eine nach der anderen ihren Dienst ein. Verrostete Saugpumpen werden aus den Depots geholt und bleiben gleich darauf zwischen den Autos stecken.

Es scheint, als würde die Stadt in sich zusammenbrechen und eine frühere Stadt aufscheinen lassen. Dann eine weitere, die noch älter ist als diese. Den alten Portikus der Argonauten hinter dem Vaterlandsaltar. Das seit Jahrhunderten verschwundene Amphitheater des Caligula anstelle des Palazzo Borghese. Sollte es weiterregnen, könnte man wetten, die alten Götter würden sich wieder des Ortes bemächtigen. Doch die eigentliche Botschaft ist eine andere. Früher oder später wird der Regen sämtliche Städte zerstören. London und Paris sollten sich nichts vormachen. Nennt es Regen. Nennt es Krieg oder Hungersnot. Nennt es einfach Zeit. Alle wissen, dass das Ende der Welt kommen wird. Doch menschliches Wissen ist ein zerbrechliches Gut. Die Bewohner Roms haben das Wissen um die Endlichkeit im Blut und sie so verinnerlicht, dass sie nicht mehr darüber nachdenken. Wer hier lebt, hat das Ende der Welt bereits hinter sich, der Regen hat nur den lästigen Effekt, einen Wein aus dem Glas zu spülen, den man in der Stadt dauernd trinkt.

Es war bereits dunkel, als Michele Andreano bei den Geschäftsräumen in der Via Verdinois ankam. Drinnen warteten Valter und seine beiden Söhne. Die Kfz-Serviceagentur war zu einer Zuflucht inmitten einer Naturkatastrophe geworden. Valter war unruhig, Roberto hatte das Gesicht eines Menschen, der vergeblich versucht, mit der Wirklichkeit klarzukommen, doch die Aufmerksamkeit des Anwalts richtete sich auf Manuel.

»Manuel wirkte dicht, vollkommen zugehörnt, komplett abwesend.«

War es möglich, dass seine Familie gar nichts mitbekommen hatte? Es hatte einen Mord gebraucht, damit die vermeintlich doppelt verriegelte Wirklichkeit – die Kinder stellen sich mit ihren schamlosen Lügen bloß, die Eltern blenden die so schlecht verhohlenen Lügen aus – ans Licht kam.

Valter fasste die Situation für Andreano zusammen. Die Fahrt ins Molise. Manuels Geständnis. Die Existenz dieses Mittäters, über den niemand etwas wusste. Und dann das Wichtigste: die Leiche.

Von dort, wo sie sich gerade befanden, war Manuels Wohnung nicht weit entfernt, zehn Minuten hätten genügt, um festzustellen, ob seine Geschichte stimmte. Doch noch könnten sie das nicht tun, sagte der Anwalt, erst müssten sie die Carabinieri rufen.

Andreano erinnerte sich, ein paarmal mit dem Jungen zu Abend gegessen zu haben. Bei diesen Gelegenheiten war Manuel sehr still gewesen, er hatte an der Unterhaltung nur teilgenommen, wenn es unhöflich gewesen wäre, es nicht zu tun, ansonsten hatte er nichts von sich preisgegeben. Schwer zu sagen, was für ein Typ er war. Trotz seiner Leidenschaft für Informatik hatte er kein Profil in den sozialen Medien. Andreano hatte ihn zum Abendessen getroffen, um ihn in einer Angelegenheit zu beraten, bei der es genau darum ging: Manuel arbeitete an einer App namens My Player. Theoretisch sollte die Applika-

tion Profifußballvereinen die Möglichkeit bieten, die vielversprechendsten jungen Talente rund um die Welt in Echtzeit zu finden. Wer würde diese Software nicht nutzen, wäre sie erst einmal entwickelt? Zurückhaltend, aber entschlossen, war Manuel von seiner großartigen Eingebung überzeugt und glaubte, kurz vor dem großen Sprung zu stehen. Wie bei solchen Eingebungen üblich, fürchtete er, jemand könnte ihm die Idee wegschnappen. Deshalb hatte er sich damals an Andreano gewandt.

Als Valter ausgeredet hatte, blickte Andreano Manuel an: »Hör mal«, sagte er, »wollen wir uns vielleicht unter vier Augen unterhalten?«

Der Junge machte eine Kopfbewegung, die man als Kapitulation deuten konnte. Zugleich wirkte er erleichtert.

»Schön«, sagte der Anwalt, »lasst mich mit ihm allein.«

Valter und Roberto verließen den Raum. Manuel bat um eine Zigarette. Der Anwalt hielt ihm eine hin. Manuel nahm einen tiefen Zug, als söge er nach einem langen Tauchgang Sauerstoff ein.

»Willst du mir erklären, was passiert ist?«, sagte Andreano.

Manuel breitete leer die Hände aus, die seit ein paar Stunden die Hände eines Mörders sein mochten, aber tatsächlich nur wie die Hände eines Jungen aussahen, der sein eigenes Bett nicht machen kann.

»Wir haben eine Riesensauerei gemacht.«

»Wer hat eine Riesensauerei gemacht?«

»Ich und dieser Freund von mir.«

»Ein Freund. Wie heißt er?«

»Marco Prato. Er ist nicht wirklich ein Freund.«

»Was ist er dann?«

»Einer, den ich Silvester kennengelernt habe.«

Ein paar Sekunden lang herrschte Stille.

»Diese Person, die ihr getötet habt. Wer ist das?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du weißt es nicht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und warum habt ihr sie getötet?«

»Ich weiß es nicht. Der Grund könnte alles und nichts sein.«

Manuels Nase war verstopft, seine Stimme belegt. Er schien nicht ganz bei sich zu sein, vielleicht versuchte er, in der sogenannten wirklichen Dimension einen klaren Kopf zu bekommen, während ein Teil von ihm noch immer in der anderen Dimension feststeckte, die tags zuvor vielleicht die Wirklichkeit gewesen und nun zur Dimension eines Albtraums mutiert war, weshalb ihn der Verdacht beschlich, der Albtraum und die Wirklichkeit des Vortages könnten ein und dieselbe Dimension sein. Nun ruderte er auf der Grenzlinie herum wie ein Ertrinkender, der versucht, wieder an die Wasseroberfläche zu kommen, doch er sagte nichts Unwahres.

Manuel behauptete steif und fest, einen Menschen getötet zu haben, aber zugleich benahm er sich wie seiner selbst beraubt, wie von höheren Mächten gesteuert.

»Hör zu, Manuel«, sagte Andreano, »jetzt musst du mir einen Gefallen tun. Du musst mir sagen, ob du dich stellen willst oder nicht. Denn wenn du dich stellen willst, heißt das, ich muss jetzt aufstehen und gehen, weil ich mich sonst der Begünstigung strafbar mache.«

»Ich will mich stellen.«

Manuel klang, als hätte er nur darauf gewartet.

Am 05/03/2016 um 18:50 Uhr ging auf unserer Station ein Anruf der Einsatzzentrale Rom ein, der uns darüber in Kenntnis setzte, dass sich in der Via Verdinois Nr. 6 eine Person mit Namen Andreano, Michele, befinde, die sich als Anwalt auswies und unseren Einsatz anforderte, da ein von ihm betreuter Mandant namens Foffo, Manuel, sich eines mutmaßlichen Mordes bezichtigt habe.

Die Carabinieri Andrea Zaino und Alessio Gisolfi
Carabinieri-Station Rom Prenestina

Andreano beendete das Telefonat mit den Carabinieri. Musterte Manuel. Jetzt hieß es warten. Draußen hörte man den Regen. Reglos saßen sie da und lauschten. Ein Geräusch mischte sich mit einem anderen – Andreanos Blick fiel auf Manuels Fuß, der wippend auf den Boden tippte. Der Junge war nervös. Eine Viertelstunde verging. Niemand kam. Wenn es in Rom regnet, machen die Leute nicht einmal Platz, wenn sie die Sirenen der Carabinieri hören. Weitere Minuten verstrichen.

Ein besonders tiefer Seufzer, dann sprang Manuel auf.

Andreano runzelte die Stirn. Der Junge blickte ihn mit einem Ausdruck an, den der Anwalt nicht zu deuten vermochte. »Gibst du mir noch eine Zigarette?« Er zündete sie an, kehrte dem Anwalt den Rücken zu, verließ ohne ein Wort den Raum, trat auf die Eingangstür zu, griff nach der Klinke, verließ das Büro und rauchte draußen, in Regen und Wind. Der Anwalt sah ihm beunruhigt nach, dann war Manuel aus seinem Blick verschwunden.

Und wenn er versuchte abzuhausen? Wenn er beschlossen hätte, *jetzt* abzuhausen, nachdem er die Carabinieri angerufen hatte, und sie alle in riesige Schwierigkeiten brachte?

»Jetzt mach ich dem aber mal 'ne Ansage!«, sagte der Mann und schlug die Bettdecke zurück.

»Pöbel«, knurrte seine Frau, den Kopf zwischen den Kissen.

Im fünften Stock des Hotels San Giusto hatten die Gäste des Zimmers neben der Nummer 65 Mühe zu schlafen. Seit Stunden folterte sie ein obsessiv wiederholtes Lied. Kaum war es zu Ende, begann es von vorn. Die Wände dämpften die Lautstärke ein wenig, aber die Stimme der Sängerin war dennoch deutlich zu hören.

Der Mann stand auf. Seine Frau drehte sich auf die andere Seite. Der Mann schlüpfte in die Pantoffeln, knipste das Licht an, um nach seiner Brille zu suchen, knipste es aus, durchquerte das Zimmer und griff nach der Türklinke. Er trat auf den Flur hinaus, um für Recht und Ordnung zu sorgen.

Tags zuvor waren sie aus Treviso nach Rom gekommen. Er war Arzt. Am Montag sollte er an einem Kongress im EUR teilnehmen. Er und seine Frau hatten beschlossen, sich ein Wochenende in der Hauptstadt zu gönnen. Noch nie hatte sich eine Entscheidung als unglücklicher erwiesen. Seit Jahren waren sie nicht mehr in Rom gewesen und hatten nicht damit gerechnet, es so heruntergekommen zu sehen. Die Leute auf der Straße waren völlig irre. Die Autofahrer führten sich allesamt wie potenzielle Mörder auf, die Fußgänger waren nicht besser. Auf der Piazza della Madonna dei Monti hatten sie eine widerwärtige Szene beobachtet. Neben dem Brunnen verschlang eine Möwe eine tote Ratte. Mit Schnabelhieben hatte sie ihr den

Bauch aufgerissen und wühlte im Kadaver herum. Ein kleines Mädchen zerrte seine Mutter am Ärmel: »Mama, Mama, die Maus!« Das Mädchen war voller Mitleid. Die Frau blieb stehen und starrte ihre Tochter an, als würde sie sie nicht wiedererkennen. Dann verpasste sie ihr mit der freien Hand eine schallende Ohrfeige, die womöglich die Philosophie der Stadt enthielt: »Was plärrst du denn, du Dummkopf, schließlich bist du nicht tot!«

Der Mann klopfte an die Tür der Nummer 65. Das Zimmer wurde von einem jungen Mann bewohnt, der Marco Prato hieß, doch das konnte der Gast nicht wissen. Er wartete ein paar Sekunden, doch abgesehen von dem Lied regte sich jenseits der Tür nichts. Also beschloss der Mann, sich an der Rezeption zu beschweren.

Während er im Aufzug stand, fiel ihm der Titel des Liedes ein. *Ciao amore, ciao* von Luigi Tenco, in der Version von Dalida.

»Schau mal, da!«

Im Rückspiegel machten die Carabinieri den Schemen eines Mannes aus. Eine vom Regen aufgelöste Gestalt hastete mit rudernden Armen hinter dem Streifenwagen her. Der Streifenwagen bremste ab. Der Mann erreichte das Auto, einer der beiden Carabinieri ließ das Fenster herunter.

»Guten Abend.«

Der Mann sagte, er heiße Valter Foffo. »Sie sind am Büro vorbeigefahren, ohne es zu merken.« Er war klatschnass, in den letzten Minuten hatte das Unwetter seinen Höhepunkt erreicht. Man konnte kaum weiter als bis zur eigenen Nasenspitze sehen, geschweige denn eine Hausnummer erkennen.

»Folgen Sie mir«, sagte der Mann.

Angeführt von Valter betraten die Carabinieri das Büro. Anwalt Andreano kam ihnen mit ausgestreckter Hand entgegen. Dann tauchte ein sehr gut gekleideter junger Mann auf. Er stellte sich als Roberto Foffo vor. Schließlich erblickten die Carabinieri Manuel. Der Junge war nicht abgehauen. Das hatte er nie vorgehabt. Wenn man ihn so neben Roberto sah, war schwer zu sagen, in welchem Verwandtschaftsverhältnis die beiden standen. Roberto schien bei seinem Äußeren auf das kleinste Detail zu achten. Manuel wirkte völlig zerrupft. Die Carabinieri fragten, ob er sich des Mordes bezichtigte, deswegen man sie gerufen hatte. Manuel nickte. Sie fragten ihn, ob er allein gehandelt habe. Manuel wiederholte, er habe

mit einem Freund gehandelt, der Marco Prato heie. Daraufhin stellten die Carabinieri die Frage, die Manuel weder seinem Vater noch dem Anwalt hatte beantworten können. Zum dritten Mal sagte er: »Ich wei nicht, wie die Person heit, die wir umgebracht haben.«

Die Carabinieri baten Manuel um sein Handy. Der junge Mann lie sich nicht zweimal bitten. Sie fragten nach dem Entsperrcode. Manuel nannte ihn. Sie fragten nach den Wohnungsschlsseln, und Manuel händigte sie ebenfalls aus. Dann kam der heikelste Moment. Einer der Carabinieri holte die Handschellen hervor. Manuel musterte die schmalen Metallringe, dann hielt er den Ordnungshtern fgsam die Handgelenke hin. Die Carabinieri teilten dem Anwalt mit, dass der Junge vorläufig festgenommen sei.

MF: »Nimm dir nächsten Do nix vor, wenn's geht. Melde mich die Tage.«

MP: »OK ;).«

MF: »Bestens.«

MP: »Wie soll ich mich aufrüsch'en?«

WhatsApp-Austausch zwischen Manuel Foffo und Marco Prato, eine gute Woche zuvor.

Kein Mensch ist den Tragödien gewachsen, die ihn erwarten. Menschliche Wesen sind ungenau. Tragödien hingegen, einzigartig und makellos, erscheinen jedes Mal wie von göttlicher Hand gemeißelt. Die Empfindung von Komik entspringt diesem Ungleichgewicht.

Die Carabinieri parkten in der Via Igino Giordani vor der Nummer 2. Das Haus ragte im regengepeitschten Dunkel auf. Zwei identische Gebäude standen daneben. Von oben betrachtet, hätte man in kurzer Entfernung ein riesiges schwarzes Rechteck erblickt, bestehend aus Buchen, Brombeergestrüpp und Feldblumen, unter denen die größte Nekropole des kaiserlichen Roms begraben lag. Eigentlich hätte das Gebiet zu einem archäologischen Park werden sollen, doch das Projekt war im endlosen bürokratischen Sumpf versackt. Nicht weit von dort, wo seit Jahrtausenden Kolumbarien und Gerippe begraben lagen, befanden sich Sportplätze, Tabakläden, kleine Geschäfte und riesige Wohnblocks.

Die Carabinieri baten Valter, sie zu Manuels Wohnung zu führen. Anwalt Andreano folgte ihnen. Roberto blieb wartend im Erdgeschoss zurück. Manuel saß im Streifenwagen in Gewahrsam.

Nachdem sie in den zehnten Stock hinaufgefahren waren, deutete Valter auf die Tür. »Ist es die hier?«, fragten die Carabinieri. Der Mann nickte. Ein Carabiniere steckte den Schlüssel ins Schloss, den Manuel ihm ausgehändigt hatte. Die Tür ließ sich

nicht öffnen. »Sie klemmt.« Ein alarmierter Schauer – in dem eine heimliche Hoffnung glomm – durchfuhr manche der Anwesenden. Die Tatsache, dass die Tür von innen verschlossen war, widersprach Manuels Version. Es war die erste Unstimmigkeit, was bedeutete, dass es weitere geben konnte. Die Carabinieri versuchten, das Schloss mit Gewalt zu öffnen. »Wartet.« Einer von ihnen hatte drinnen ein Geräusch gehört. Die Männer lauschten gebannt. Nichts geschah. Wieder machten sie sich am Schloss zu schaffen.

»Halt! Stopp!«

Diesmal hatten alle das Geräusch gehört. Nach ein paar Sekunden begann *jemand* auf der anderen Seite der Tür, *etwas* zu bewegen. Die Carabinieri zuckten zurück, Michele Andreano und Valter Foffo blickten sich an, das Herz schlug ihnen bis zum Hals. Sie träumten nicht. Jemand war in der Wohnung, und er *lebte!*

»Wir waren kurz davor, uns in die Arme zu fallen, Freuden sprünge zu machen und zu jubeln«, erinnerte sich Andreano.

Es ist nicht klar, was sie zu der Annahme bewegte, jenseits der Tür befände sich das noch lebende Opfer der Gewalttat. Nüchtern besehen, hätte jenseits dieser Tür sonst wer sein können. Beispielsweise hätte dort Manuels Kumpel sein können, besagter Marco Prato, über den niemand etwas wusste. Die Möglichkeit wurde nicht einmal in Betracht gezogen. Verletzt, womöglich gar schwer, aber am Leben, musste sich dort drin der Junge befinden, von dem Manuel behauptete, ihn getötet zu haben. Das war es, was alle dachten. Dieser arme Junge hatte es geschafft, sich zur Tür zu schleppen, und nun versuchte er verzweifelt herauszukommen.

»Schnell! Beeilt euch!«

Michele Andreano wurde losgeschickt, um einen Krankenwagen zu rufen. Die Carabinieri machten sich erneut daran, die

Tür aufzubrechen. Valter stürzte hinunter zu Roberto, um ihm die unfassbare Neuigkeit zu verkünden.

Die Szene dauerte nur wenige Minuten, und sosehr man sich auch bemüht – es fällt schwer, sie nicht im Licht einer infernalischen Komik zu sehen.

Es war Roberto Foffo, der den Zauber brach. Zwar hatte er seinen Bruder wenige Stunden zuvor als krankhaften Lügner bezeichnet, doch offenbar hatte er seine Meinung inzwischen geändert. Valter berichtete ihm, was dort oben vor sich ging, und Roberto sagte: »Papa, bist du sicher, dass du den Carabinieri die richtige Wohnung gezeigt hast?«

Grausamer als die Tragödie, die uns trifft, ist die Tragödie, der wir entronnen zu sein glaubten. Als sich die Tür endlich öffnete, waren die Sicherheitskräfte ebenso überrascht wie die Person auf der anderen Seite. Die betagte Wohnungseigentümerin, die überzeugt gewesen war, einen Einbruch abwehren zu müssen, stand plötzlich zwei jungen Carabinieri gegenüber.

»Guten Tag, ist dies die Wohnung von Manuel Foffo?«

»Nein«, antwortete die Dame, »Sie haben sich in der Tür geirrt.«

Roberto half dem Gedächtnis seines Vaters auf die Sprünge. Die Carabinieri wechselten das Stockwerk. Wenige Minuten später standen sie vor einer anderen verschlossenen Tür.

Die Letzten, die ihn lebend gesehen hatten, waren ein städtischer Beamter und ein blondes Mädchen unbekannten Namens.

Der Mann hieß Fabio Guidi, war fünfundvierzig Jahre alt, lebte unweit der Via Trionfale, hatte die Nachricht im Internet gelesen (im Netz und in den Zeitungen sprach man von nichts anderem) und das Gesicht des Jungen erkannt. Er erzählte den Carabinieri, er sei ihm am Freitag um zehn vor acht zufällig begegnet, kurz bevor er ermordet wurde.

An dem Morgen war Guidi wie üblich früh aufgestanden, hatte das Haus verlassen und den Zug genommen, um zur Arbeit zu fahren. Die S-Bahn-Züge bestanden aus zweigeschossigen Wagen – schwerfällig und klapprig durchquerten sie wie riesige, verwundete Tiere die Stadt, um den Autoverkehr zu entlasten, und boten die ideale Oberfläche für erste Graffiti-Versuche.

»Ich habe mich nach oben ans Fenster gesetzt. Ganz in der Nähe saß er. Irgendwann hat er mich angesprochen.«

Luca Varani trug helle Jeans, Turnschuhe, eine dunkle Jacke, eine Baseballkappe und einen Rucksack auf den Schultern.

»Er fragte mich, ob der Zug in Tiburtina halte. Ich antwortete, das wisse ich nicht, weil es für mich keinen Unterschied macht, ob ich den nehme, der um 07:48 oder den, der um 07:56 in Ostiense ist. Ich riet ihm, auf die Haltestellenschilder zu achten.«

Hätte sich die Szene in Mailand abgespielt, wo die Menschen völlig auf ihre Arbeit fixiert sind, oder in Turin, wo Fremde